

Heinrich Zillich:

Meine Eindrücke von den Berlinern

Von der jungen Steffi Riedl war in der Oktoberfolge des Echarboten der Nachdruck eines Beitrages enthalten, den sie für die Maturazeitung ihres Jahrganges beigezeichnet hatte. Er hatte den Titel und Inhalt „Meine Eindrücke über die Berliner“. Ich las ihn mit schmerzlichem Unbehagen.

Nicht etwa darum, weil ich der Steffi einen Fehler in Deutsch ankreiden muß — Eindrücke hat man von, nicht über etwas — sondern wegen der Anfangszeilen ihres kleinen Aufsatzes. Sie schreibt: „Wenn man von den Berlinern spricht, so denkt man im allgemeinen an einen arroganten Besserwisser, an einen rede-freudigen Menschen, der mit einer gewissen Lässigkeit seine Umge-bung von oben herab behandelt.“

Mein Gott, so wird also den jungen Leuten in Wien von Nichts-wissen immer noch ein völlig falsches Bild des Berliners aufge-drängt! Steffi Riedl hat es durchschaut, dafür verdient sie eine Eins.

Eine zweite Eins gebührt ihr, weil sie das Zerrbild, ehe sie es durchschauen konnte, sich zu veranschaulichen suchte; dabei kam sie darauf, daß der Berliner mit einer gewissen Lässigkeit seine Umgebung von oben herab behandle. Oh, du geschicktes Mädel! Aus eigener Erfahrung kennt sie bloß jene Arroganz, die wirklich mit einer „gewissen Lässigkeit“ alles, was nicht zu Wien gehört, „von oben herab behandelt“, und so machte sie den Berliner zum Spiegel arroganter Wiener.

Der Berliner aber, ob er nun als „Piefke“ in Österreich verhöhnt wird oder als literarische Karikatur bei Ludwig Thoma und anderen Schriftstellern auftritt, ist selbst im grellen Licht der Satire nie lässig oder arrogant; er nimmt im Gegenteil zu viel Anteil an seiner Umgebung, und wo er Mängel entdeckt, wundert er sich, daß sie nicht behoben werden; er täte es daheim sofort;

und darum nötigt er seine Ratschläge den Fremden auf. Wäre er arrogant, so scherte ihn die Umgebung nicht, deren Eigenart ihn trotz seinem kritischen Blicks begeistert. Viele Berliner urteilen satirisch, voll Selbstironie, aber nicht herzensträbe.

Natürlich gab es im Bismarckschen Reich unter dem zu rasch wohlhabend gewordenen Bürgertum, nicht anders als in Wien, Angeber und Prohen. Davon näherte sich ja das Zerrbild des Berliners. Später, während des ersten Weltkriegs, ärgerten sich die Österreicher, daß fast alle „Reichsdeutschen“ die k. u. k. Armee nicht ganz für voll nahmen. Aber läßt sich denn leugnen, daß Angehörige eines durchwegs deutschen, militärisch besseren Heeres durch gelegentliches Versagen bestimmter nichtdeutscher Verbände Österreichs die Geduld verlieren mußten? Daneben haben — das sei nicht vergessen — dieselben „Reichsdeutschen“ die guten k. u. k. Regimenter in den Himmel gehoben, zum Beispiel die Kaiserjäger, die ihrerseits über jene anderen Einheiten, besonders über die tschechischen, weit schärfer urteilten, als es die „Piefkes“ taten.

Als ich 1920 in Berlin zu studieren begann, erging es mir wie jedem, der diese Stadt kennenlernt: eine bedingungslose Liebe zu ihren Menschen ergriff mich und wuchs bis heute ununterbrochen. Berlin enttäuscht niemanden, Berlin beglückt jeden durch seine Tugenden: Mut, Männlichkeit, Treue, Wit, Geist, Schlagfertigkeit, Hilfsbereitschaft, Meinungsfreiheit, Fleiß und sehr, sehr viel Gemüt, dem gottlob eines fehlt, die weibliche Eigenschaft, sich durch Kritik gekränkt zu fühlen. Berlin hat außerdem das beste Klima, die arbeitsförderndste, frischeste Luft. In Berlin schafft man leichter als anderswo. Es ist die Stadt einer Bevölkerung mit hellwachender Intelligenz, und sie hat Herz wie selten eine. Wie bewährten sich die Berliner im und nach dem zweiten Weltkrieg! Das Zerrbild, das man sich von ihnen einst machte, kann heute nur ein Narr oder Böswilliger weitergeben.

Versteht man nun, wie schmerzlich es mich berührt, daß immer noch die alte arge Verleumdung in Wien weiterwuchert?

Steffi konnte sich die Berliner nur wie arrogante Wiener veranschaulichen, und die gibt es, weiß der Himmel. Vor kurzem saß ich unter gebildeten Österreichern, höflichen und in Tracht gekleideten Männern, doch als das Gespräch auf Norddeutschland kam, redeten alle von den „Piefkes“, ohne Rücksicht darauf, daß Westdeutsche anwesend waren. Sofort fühlte ich mich zu diesen gehörig, obwohl ich in Siebenbürgen aufwuchs, aber als Heimat empfinde ich längst aus Liebe zu unserem Volk jeden Fleck zwischen den Karpaten und Vogesen, auf dem Deutsche haufen. Ich war ja überall auf diesen Flecken und in diesen Ländern; mich erfreut die Vielfaltigkeit der Deutschen; ich finde nichts armseliger und unverschämter, als wenn spießbürgerliche Stammes-Chauvinisten Millionen ihrer Volksbrüder verhöhnen, bloß weil sie sie nicht kennen und zu banausisch sind, unvoreingenommen an sie heranzutreten. Was ich als Altösterreicher für österreichisch halte, deckt sich in keiner Weise mit solch einer zwergösterreichischen Überheblichkeit.

Sie seien politisch unklug, gefühlsarm, aufdringlich, zu tüchtig, die „Piefkes“ — so wärmten die in Tracht gekleideten Herren den alten Zichorienkaffee ihrer schon von den Vätern ererbten Vorurteile auf, und man mußte sich das als Deutscher und doch als Fremder anhören. Nachher sagte mir ein anderes Opfer solcher Gastlichkeit: offenbar wußten die lebenswürdigen Gesellschaftler nicht, daß Deutschland 1914 Österreichs wegen in den Krieg gezogen sei, daß nicht die politische Unvernunft der „Piefkes“ Großösterreich zerfallen ließ und daß ein Österreicher zum Ausbruch des zweiten Weltkrieges entscheidend beigetragen habe. „Finden Sie nicht auch“, fragte er mich, „man hat den Eindruck, keiner dieser Aburteiler sei bereit, Landschaften und Menschen, Deutsche wie er, richtig kennenzulernen, sie sachlich zu beurteilen und etwas anderes zu lieben als sich selbst. Können Sie sich vorstellen, daß Hofräte der Maria Theresia so geredet hätten?“

Ich lachte: „Maria Theresia war doch auch Deutsche Kaiserin. Ihr Mann und sie übergriffen vom Donaudelta bis Brüssel einen

Raum, der —“ „Ich weiß“, unterbrach er mich lebhaft, „die heutigen Hofräte ohne Hof begnügen sich mit der proportionalen Welt von Wien bis Bregenz. Das ist nicht einmal ein Zehntel der deutschen Welt und eine Daumenlänge des heiligen Römisch-Deutschen Reichskörpers, dessen Herz und Hirn einst und lange Zeiten hindurch Wien war“.

Was mich betrifft, so wünsche ich Steffi Riedl und ihren Mitabiturienten, daß sie es machen wie ich: einfach hinfahren nach Kiel, Hamburg, Berlin und in zehn Dutzend anderer deutscher Städte. Man kann doch als deutscher Mensch nicht bloß in Wien, Linz, Graz, Salzburg und Innsbruck zu Hause sein. Und wenn sie nachher zurückkehren und jener „lässigen Arroganz“ begegnen — oh, der Gedanke daran, wie sie ihr begegnen werden, ist beseligend! Im besondern für mich, den an grenzenüberwindendes geistiges Deutschtum gläubigen Altösterreicher!

Ulrich Sander: Betrachtung

Für kein blinkendes Gold und kein lockendes Geld
geb' ich die Heimat, das Reich, meine Welt.
Ein Jegliches hat ja sein' Pflicht und sein Recht,
eins ohne das andre; das paßte sich schlecht.
Und komme ich dann zu des Weges Ende
und lege in jene gnädigen Hände,
die es mir einstmals so freundlich gegeben,
mein kleines und buntes und heißes Leben:
so soll es auch fest sein und voll und rund,
weil es ja doch nur geliebtes Pfund.
Fragt mich dann wer, was das Liebste mir war,
dann sag ich: die Heimat, so weit und so klar.
Und sie, die mich einstmals genährt und geboren,
hab' ich recht erst verstanden, als sie mir verloren.
Vielleicht wird es mir auch im Leben so gehn:
erst wenn es zu Ende, lern' ich es verstehn?